

Fragebogen, Hirnscan und das Argument Was man in der Debatte um das moralische Urteil nicht verwechseln sollte

1. Das alte Problem, Emotionalität und Moralität zu untersuchen

Als Adam Smith sein mittlerweile dreißig Jahre altes Werk mit dem langen Titel „The Theory of Moral Sentiments, or an essay towards an analysis of the principles, by which men naturally judge concerning the conduct and character, first of their neighbours and afterwards of themselves“ in den Jahren zwischen 1788 und 1790 detailliert überarbeitet, blickt er nicht nur auf ein ereignisreiches Leben als Professor für Logik und später Moralphilosophie in Glasgow, als Privatlehrer in Diensten des Herzogs von Buccleuch und als Zollverwalter in Edinburgh zurück, sondern bearbeitet noch einmal sein monographisches Erstlingswerk, dessen sechste Auflage er noch erleben wird.¹

Die Theorie der moralischen Gefühle ist in ihrem Kernbestand an der Universität Glasgow (1750-1764) entstanden. Smith, Inhaber des Chair of Moral Philosophy, hatte seine Vorlesungen in vier Bereiche eingeteilt: „natural religion, ethics, jurisprudence and political economy“.² Den zweiten Teil zur Ethik arbeitete er über Jahre hinweg zur besagten Monographie aus. In insgesamt sieben Abschnitten geht die Reflexion über die sittliche Richtigkeit der Handlungen, das Verdienst und die Schuld, den Einfluss der Nützlichkeit, den Einfluss von Brauch und Mode auf die Empfindungen, das Tugendhafte und am Ende zu einigen Systemen der Moralphilosophie. Mittendrin, genauer gesagt im dritten Teil, widmet sich Smith auch der „Grundlage der Urteile, die wir über unsere eigenen Gefühle und unser eigenes Verhalten fällen“. Als Smith sich an jene Bearbeitungen zur sechsten Auflage macht, sind es vor allem die vier ersten Kapitel dieses Teils drei, die er einer Revision unterzieht. Die anderen Teile werden nur geringfügig oder gar nicht verändert.³ Smith hatte sich eingestanden, dass er gerade mit dem Zusammenhang zwischen Emotionalität und moralischem Urteilen ein Feld aufgegriffen hatte, das einfache Antworten nicht

1 Vgl. Raphael (2007), S. 1-3.

2 Vgl. Forman-Barzilai (2010), S. 31.

3 Vgl. Smith (2004), S. 1 und Evensky (2005), S. 128.

zulässt. Auch wenn die Methoden zur Feststellbarkeit emotionaler Einflüsse auf moralische Bewertungsmuster mittlerweile völlig andere sind als die phänomenologischen Betrachtungen bei Adam Smith, haben einige grundlegende Unterscheidungen der klassischen Moralphilosophie nichts an Gültigkeit eingebüßt.

Der folgende Beitrag will anhand zweier Studien, einmal aus dem Bereich der kognitiven Neurowissenschaften, einmal aus dem Bereich der vergleichenden Verhaltensforschung, zeigen, dass die Limitierungen der Aussagekraft der dort erzielten Ergebnisse ein Phänomen darstellen, das in der Tradition der Moralphilosophie immer wieder diskutiert wurde. Als exemplarische Referenzmodelle sollen deswegen an einigen Stellen die „Theory of Moral Sentiments“⁴ wie auch ausgewählte Klassiker der Moralphilosophie zu Wort kommen.

2. Zwei aktuelle Studien über das moralische Urteilen

Wissenschaftliche Studien stehen damals wie heute vor der Aufgabe, die Gegenstände ihrer Untersuchung ausreichend zu beschreiben. Und schon das ist in diesem Fall ziemlich schwierig. Bedarf es ohnehin einiger wohlwollender Konzessionen, das Begriffsfeld „moralisches Urteil“ über den Streit der Schulen hinweg noch gemeinhin als jene zustimmende oder ablehnende, handlungsbezogene Wertung zu verstehen, die, ohne zeitlichen, psychischen oder sozialen Druck zustande gekommen, selbst noch einmal begründet werden muss,⁴ so stößt man bei der Antwort auf die Frage, was denn eigentlich grundsätzlich eine Emotion sei, auf schier unüberwindbare Hindernisse zwischen den Fachdebatten.⁵ Man wird versucht, behelfsweise und anstelle einer präzisen Definition zu einer sammelnden Umschreibung der Charakteristiken zu greifen: Eine Emotion sei einerseits „generated by perceived significant changes“ und

„its focus of concern is personal and comparative; its major characteristics are instability, great intensity, partiality, and brief duration; and its basic components are cognition, evaluation, motivation, and feelings. [...] An emotion is part of a greater realm, which also includes sentiments, moods, affective traits, and affective disorders“.

Andererseits wird man jedoch auch angehalten, die Emotion als ein „general mental mode“ zu verstehen, um dann letztlich zur Kenntnis zu nehmen: „This mode is the most complex, comprehensive, and dynamic of all other mental modes.“⁶

4 Vgl. Tugendhat (1993), S. 47.

5 Vgl. Roberts (2009), S. 169-170.

6 Vgl. Ben-Ze'ev (2010), S. 60-61. Eine zusätzliche Unterscheidung zwischen Emotion und Gefühl wird im Folgenden nicht vorgenommen, vgl. Roberts (2003), S. 65-69.

Trotz der äußerst schwierigen Konturierung der Begrifflichkeit und der damit einhergehenden Weitläufigkeit der Untersuchungsgegenstände, wagen sich etliche Untersuchungen der letzten Jahre an eine Schnittmengenbestimmung zwischen moralischem Urteilen und dessen emotionaler Beeinflussung heran.⁷ Im Grunde knüpfen die Untersuchungen der empirischen Kognitionsforschung damit an eine Bestrebung an, die bereits so alt ist, wie das Fach der Psychologie selbst. Als im 19. Jahrhundert die ersten Philosophielehrstühle in solche des neuen Faches Psychologie umgewandelt wurden, hatte es schon Bestrebungen gegeben, die Quellen der moralischen Gefühle aufzuspüren. Paul Rée beispielsweise, der langjährige Freund Friedrich Nietzsches, veröffentlichte 1877 seine von den neuen evolutionären Kenntnissen der Biologie inspirierte Schrift „Der Ursprung der moralischen Empfindungen“. Trotz des wichtigen Titels grenzt Rée schon im Vorwort die Intention des Textes ein. Dem Verfasser gehe es lediglich darum, die moralischen Phänomene „aus der Erfahrung“ aufzunehmen und „dann der Geschichte ihrer Entstehung, soweit es in seinen Kräften stand“, nachzugehen. Ein systematisches Werk wolle er nicht vorlegen, eher eine „Sammelung von einzelnen Beobachtungen“.⁸ Vielleicht bemerkte Rée während der Erstellung des Textes, dass der hochkomplexe Gegenstand seiner Untersuchungen ihn vor unlösbare Probleme stellte.

Seinen Freund Nietzsche hinderte diese Zurückhaltung Rées nicht, dessen Werk mehrfach zu zitieren und seine Bedeutung im Horizont einer wissenschaftlichen Epochenwende zu loben. Denn

„in dem gegenwärtigen Zustande einer bestimmten einzelnen Wissenschaft ist die Auf-erweckung der moralischen Beobachtung nöthig geworden, und der grausame Anblick des psychologischen Seciertisches und seiner Messer und Zangen kann der Menschheit nicht erspart bleiben. Denn hier gebietet jene Wissenschaft, welche nach Ursprung und Geschichte der sogenannten moralischen Empfindungen fragt“.⁹

Über einviertel Jahrhunderte später wurde das besagte Buch von Paul Rée wieder aufgelegt. Das neue methodische Setting der psychologischen Wissenschaften steht abermals vor der gleichen Aufgabe wie der Autor damals, nämlich den Einfluss der Emotionen auf das moralische Urteilen stichhaltig zu klären. Die beiden nun folgenden Studien geben keinesfalls umfassend, aber exemplarisch Einblick in einige Streitpunkte.

7 Vgl. Lamm et al. (2011), S. 1-4.

8 Vgl. Rée (2004), S. 23.

9 Vgl. Nietzsche (1967a), S. 57-58.

2.1. Neuronale Stimulation und moralisches Urteilen

Im Journal für Social Cognitive and Affective Neuroscience erschien eine schwerpunktmäßig vom Institut de Neurosciences Cognitives de la Méditerranée Marseille durchgeführte Studie mit dem Titel: „Disrupting the right prefrontal cortex alters moral judgment“.¹⁰ Im Rahmen der Untersuchung wurden 24 männliche Rechtshänder in zwei Untergruppen aufgeteilt und je einem Versuchspfad zugeordnet. Der ersten Gruppe wurde über dem rechten dorsolateralen präfrontalen Cortex (DLPF_c) eine so genannte repetitiv transkranielle Magnetstimulation (rTMS) angebracht, die mittels einer schmetterlingsförmigen Magnetspule entweder durch Reizung in hohen Frequenzbereichen Nervenzellen aktivieren und in niedrigen Bereichen deren Aktivität reduzieren kann. Die zweite Gruppe erhielt über dem DLPF_c eine so genannte SHAM-Stimulation mittels eines Placebo-Geräts. Der Durchlauf der Anordnung dauerte bei beiden Gruppen 15 Minuten. Die Anordnung des gesamten Settings stützte sich auf eine Grundlagenstudie,¹¹ die gezeigt hatte, dass im rechten dorsolateralen präfrontalen Cortex eine Region auffällige Aktivitäten zeige, sobald es um die Lösung moralischer Dilemmasituationen gehe.

Um eine Korrelationsbasis für den eigentlichen Versuch zu haben, hatten vorher schon 52 andere männliche Probanden jedes Dilemmaszenario nach dessen emotionaler Intensität eingeschätzt. Die Dilemmaszenarien wurden in drei Kategorien eingeteilt: schwacher, mittlerer und starker Konflikt.

Direkt nach der vermeintlichen oder tatsächlichen Gehirnstimulation wurden den Teilnehmern 15 moralische und neun nicht-moralische Dilemmata vorgelegt. Dazu musste jeder eine erste, in allgemeiner Form gestellte Frage (Would it be acceptable to ...?, im Sinne eines objektiven Urteils) mit Ja oder Nein beantworten. Auf die unmittelbar anschließend gestellte Frage nach der subjektiven Wahl „Would you do ...?“ konnte der Teilnehmer ebenfalls nur mit Ja oder Nein antworten.

Die Ergebnisse zeigten, dass bei nicht-moralischen Dilemmata (z.B.: Soll ich den alten Fernseher reparieren lassen oder für den gleichen Preis einen neuen kaufen?⁶) die Antworten der rTMS- und SHAM-Gruppen identisch waren, so dass man schließen konnte, dass die Störung der rechten dorsolateralen präfrontalen Cortex-Aktivität keine Auswirkungen auf die Fähigkeit der Bewertung nicht-moralischer Konflikte hatte. Bei den moralischen Konflikten hingegen war die Wahrscheinlichkeit einer nutzenorientierten Antwort bei der ersten Frage (Would it be acceptable to ...?) in der rTMS-Gruppe signifikant höher.

10 Siehe Tassy et al. (2011).

11 Siehe Greene et al. (2001).

Beispielsweise entschieden sich beim so genannten Trolley-Dilemma¹² die Teilnehmer der rTMS-Gruppe häufiger dafür, den außer Kontrolle geratenen Trolley umzuleiten, um die fünf Menschen zu retten und dafür einen zu opfern. Man zog daraus den Schluss:

„Disruption of right DLPFC activity thus led to a significantly higher level of utilitarianism. An increase of utilitarian response is classically associated to a reduced influence of emotion“.

Zudem untersuchte man den Zusammenhang zwischen dem Grad der emotionalen Intensität eines Dilemmas einerseits und der Wahrscheinlichkeit einer nutzenorientierten Antwort andererseits und stellte in der rTMS-Gruppe fest, dass die Unterbrechung der rechten DLPFC-Aktivität zu einer gestörten Beurteilung des emotionalen Gehalts des Dilemmas führte, woraus man folgerte: „The right DLPFC may thus be involved in the processing of the emotional value of a dilemma“ (3). Soweit die Antworten auf die Frage nach dem objektiv Gültigen (Would it be acceptable to ...?).

Das Antwortspektrum auf die Frage „Would you do ...?“ wies keine signifikanten Differenzen zwischen den Gruppen bezüglich der Wahrscheinlichkeit einer nutzenorientierten Antwort auf. Wie schon erwähnt, hatte man zusätzlich eine Analyse nachgeschaltet, die die Antworten in allen Kategorien der Dilemmata (schwacher, mittlerer und starker Konflikt) eigens beleuchtet. Der Vergleich ergab, dass sich in der rTMS-Gruppe die Wahrscheinlichkeit einer nutzenorientierten Antwort auf die „Would you do ...?-Frage für hochkonfliktive, aber nicht für schwache und mittlere Konflikte reduzierte.

Die Studie resümiert ihren Studiengegenstand folgendermaßen: Man interpretiere die Ergebnisse so, dass der rechte DLPFC im Falle weniger intensiver Emotionen solches Verhalten indiziert, was auf äußerlicher Steuerung beruhe und entlang abstrakter Regeln verfare. Das stehe durchaus im Gegensatz zur Funktion des mittleren präfrontalen Cortex, der die subjektive Wertung der Handlung begleite. Dies würde die rechte DLPFC Aktivierung erklären, die während des Urteilens eine Bezugnahme zu anspruchsvollen sozialen Normen und deren Involvierung im Umgang mit Fairness-Normen ermögliche.

12 Obwohl es mehrere Variationen des Dilemmas gibt, lautet die Grundkonstellation: Ein Waggon rollt ohne Kontrolle und mit hoher Geschwindigkeit auf den Schienen und droht fünf Personen, die auf dem Gleis arbeiten und deswegen nichts hören können, zu überrollen. Man selbst befindet sich zufällig an dem Ort, wo man durch Umstellen der Weiche den Waggon auf ein anderes Gleis lenken könnte. Jedoch befindet sich dort ebenfalls eine Person, die dann überrollt werden würde. Stellt man die Weiche um oder nicht?

Die Antworten zu „Would you do ...?“ bestätigten die Ausgangsthese, dass das wertende Urteilen und die subjektive Erste-Person-Perspektiven-Wahl in relativ unabhängigen neurobiologischen Prozessen vollzogen werden. Der rechte DLPFC sei vielleicht jener Teil des neuronalen Systems, der für die rationale Kontrolle über vorgeprägte affektive Antworten verantwortlich sei, aber nur im Falle einer subjektiven Wertung von hochkonfliktiven moralischen Dilemmata – also sobald es nicht um die Gewichtung eines rationalen Grundes gegenüber einer Gefühlsregung, sondern um eine Interaktion zwischen zwei emotionalen Subprozessen geht.

Alles in allem würden, so die Studienleiter, die Ergebnisse die These stützen, dass drei unterschiedliche Prozesse während der Entscheidungsfindung in moralischen Dilemmasituationen zusammenspielen: die rationale Abwägung, die intuitive emotionale Reaktion und sekundäre Emotionen. Ungleichgewichte zwischen diesen Prozessen und „their respective coordinated influence on moral decision making would depend on the context [!] in which the dilemma occurs“.

2.2. Optische Stimulation und moralisches Urteil

Wechseln wir also den Kontext der Dilemmauntersuchung und gehen wir über den klinischen Bereich hinaus. Eine schlichte und dennoch beeindruckende Studie führte die School of Biology and Psychology in Newcastle durch.¹³ Dabei wurden 48 Teilnehmer (25 weibliche und 23 männliche Mitarbeiter einer Abteilung) vor die Wahl gestellt, für ihre Tasse Tee oder Kaffee einen beliebigen Beitrag in eine Spendenbox zu geben. Eine Praxis, die in der Abteilung seit Jahren üblich war. Bisher gab es keine Buchführung darüber. Die Lage der Kaffee- bzw. Teeausgabe war derart, dass niemand beobachten konnte, ob jemand etwas in die Spendenbox gab oder nicht. Die Zahlungsmodalitäten waren bisher auf einem Blatt in Augenhöhe angebracht. Nun brachte man zusätzlich in dessen Nähe ein Bild an, das man jede Woche wechselte: einmal war es ein Paar menschliche Augen, einmal ein Bild mit Blumen, dann ein anderes Paar menschliche Augen, gefolgt von einem anderen Bild mit Blumen – zehn Wochen lang.

Wie bisher üblich wurden die Mitarbeiter per Mail alle halbes Jahr an die Zahlungsmodalitäten erinnert. Die einzige Änderung zum Studienbeginn bestand aus Sicht der Teilnehmer darin, dass neben dem Zettel mit den Preisen ein zusätzliches Bild angebracht war. Eine Tatsache, die jedoch niemand erwähnte. Die Studienverantwortlichen kontrollierten jede Woche heimlich die

13 Siehe Bateson et al. (2006).

Menge des gespendeten Geldes und die Menge an Milch, die verbraucht wurde. Nach zehn Wochen verglich man die je Woche verbrauchte Milch mit dem gespendeten Geld und setzte dies in Bezug zum Bildmotiv, das in dieser Woche an der Wand hing. Das Ergebnis: 1) Es gab keinen Hinweis, dass das wechselnde Bild irgendeinen Einfluss auf die Menge des Kaffee- bzw. Teekonsums gehabt hätte. 2) Im Schnitt spendeten die Mitarbeiter in den Wochen, in denen ein Bild mit einem menschlichen Augenpaar an der Wand hing, fast dreimal so viel wie sonst üblich. Anscheinend, so das Resümee, reicht der optische Reiz eines bedruckten Bildes mit anblickenden Augen aus, um ein Gefühl des Beobachtetwerdens zu wecken, welches wiederum so stark handlungsmotivierend wirkt, dass die Tatsache der Anonymität nur noch eine untergeordnete Rolle spielt. Was diese Studie deutlich unterstreicht, ist, dass die Veränderung des Studienrahmens einen wesentlichen Einfluss auf den Inhalt der spontanen, intuitiven Entscheidung nimmt. Man darf mit guten Gründen vermuten, dass die gleiche Szene von den Teilnehmern völlig anders bewertet worden wäre, hätte man sie über eine neutrale Textgrundlage vermittelt und über einen längeren Zeitraum diese (oder eine ähnliche) Dilemmasituation bewerten lassen.

Der neurologische Befund der ersten Studie wie auch die Verhaltensanalyse der zweiten Studie stützen unter anderem eine alte Beobachtung, die schon Adam Smith in seinen alltagsphänomenologischen Betrachtungen diskutierte. Es geht um so genannte „Betroffenheitsurteile“, d.h. um wertende Urteile, deren Bedeutsamkeit durch das eigene emotionale Betroffensein und nicht durch einen objektiv schwerwiegenden Sachverhalt unterstrichen wird. Smith hatte dies im ersten Teil seiner Theorie der ethischen Gefühle diskutiert. Im Abschnitt über das „Gefühl für das sittlich Richtige“ analysiert er, dass gerade die Betroffenheit eine wichtige perspektivische Vorbedingung darstelle, die nicht unbedingt den Inhalt eines moralischen Urteils ändere, aber die Dringlichkeit sich dem Sachverhalt zu widmen, befördere. Smith veranschaulicht dies anhand eines Vergleichs zweier Freunde, die, obwohl sie in vielen Einschätzungen übereinstimmen, bei schicksalhaften Ereignissen sich unterschiedlich verhalten, was einen der beiden sagen lässt:

„Ich kann aber weit leichter über diesen Mangel an Übereinstimmung zwischen unseren beiderseitigen Empfindungen hinwegsehen, wenn es sich um so gleichgültige Gegenstände handelt, die weder mir noch meinem Begleiter besonders nachgehen, als wenn es sich um Dinge handelt, die so sehr mein Interesse berühren wie das Unglück, das mich betroffen hat, oder das Unrecht, das mir angetan worden ist.“¹⁴

14 Vgl. Smith (2004), S. 22.

3. Das moralische Urteil unter eingegrenzter Beobachtung

Das Wissen um die Phänomene ist also nicht unbedingt neu, aber die gezeigten Studien wagen, wenn noch sehr vorsichtig, einen neuen Blick auf bekannte Zusammenhänge. Zum Beispiel griff man – ohne den Begriff zu nennen – kürzlich eines der ältesten Probleme der deontologischen Ethik, das schon von Platon im Protagoras-Dialog wie auch von Aristoteles im siebten Buch der Nikomachischen Ethik ausführlich beschrieben wurde, unter neurologischer Betrachtung auf: die Akrasie, die Willensschwäche.¹⁵ Aristoteles setzte sich intensiv mit einem Alltagsproblem auseinander. Es besteht darin, dass jemand zwar etwas als richtig und gut erkennt, aber nicht danach handelt. Aristoteles führt eine Reihe von Alltagsbeobachtungen an, die er versucht zu analysieren. Die klinischen Methoden heute gehen einen Schritt weiter: Beispielsweise konnte man am Forensic Psychiatric Centre de Rooyse Wissel im niederländischen Venray in einer Untersuchung mit 14 psychopathischen und 23 nicht-psychopathischen Teilnehmern nachweisen, dass bei den psychopathischen Patienten sehr wohl eine kognitive moralische Erkenntnisfähigkeit von Gut und Böse angelegt war. Etliche Einschätzungen der Dilemmasituationen wiesen zwischen den Gruppen in der Sache keinen Unterschied auf. Was jedoch hirndiagnostisch differierte, waren die sozial-emotionalen Verläufe, die die Entscheidung begleiteten, was die Autoren zu dem simplen Schluss kommen ließ: „Psychopaths know what is right or wrong, but simply don't care.“¹⁶

Trotz des schon angesprochenen schrittweisen Erkenntnisgewinns durch solche Ergebnisse, ist das Gesamtbild des Zusammenhangs zwischen Emotionalität und moralischem Urteilen noch sehr fragmentiert: „Emotions seem to play a critical role in moral judgment. However, the way in which emotions exert their influence on moral judgments is still poorly understood.“¹⁷ Nun könnten diese Zeilen ohne Weiteres dem Vorwort eines Klassikers der Moralphilosophie entnommen sein. Dass sie im Abstract einer aktuellen kognitionspsychologischen Studie stehen, weist auf die auch weiterhin bestehenden Problemlagen im Bemühen um die Messbarkeit des Einflusses der Emotionen auf das moralische Urteil hin. Wenn man für dieses Gesamtfeld eine Prognose wagen möchte, dann zeichnet sich ab, dass die Abhängigkeitsbestimmung zwischen Emotionalität und moralischem Urteilen kein wissenschaftliches Betätigungsfeld ist und sein wird, das schlichte, einheitliche Erklärungsmodelle erwarten lässt. Eher erkennt man im Zueinander der Publikationen ein mühsames

15 Vgl. Aristoteles (2003), S. 177-203.

16 Vgl. Cima et al. (2009), S. 8.

17 Vgl. Lamm et al. (2011), S. 1.

Zusammentragen einzelner Erkenntnisse. Bisher behält die oben geäußerte Vermutung, dass die beiden Grundbegriffe wohl semantisch zu umfassend gebraucht werden, als dass sie sich einer klaren Untersuchungsstruktur einsortieren lassen, ihre Überzeugungskraft. Vor rund zwanzig Jahren schon hatte Leo Montada festgehalten:

„Moralische Emotionen sind [...] Evaluationen einer komplexen Konstellation, die viele Komponenten enthält. [...] Die Validität irgendeines isoliert erfaßten einzelnen Indikators ist viel fragwürdiger als ein sinnvoll zu interpretierendes Zusammenhangsmuster zwischen mehreren Indikatoren.“¹⁸

Trotz der Fragezeichen, die die hier angedeutete Suche nach Zusammenhängen hinterlassen hat und noch aufwerfen wird, gibt es einige Kriterien zu beachten, die für jede Untersuchung zur Relationsbestimmung von Emotionalität und moralischem Urteil gelten. Zwei davon seien kurz genannt:

3.1. Die Trennlinie zwischen Deskription und Normativität

Jede soziologische wie jede psychologische und jede neurowissenschaftliche Betrachtung des Gegenstands „moralisches Urteilen“ muss beachten, dass man im Gegensatz zu den Perspektiven der philosophischen und der theologischen Ethik einen deskriptiven Zugang gewählt hat. Beobachtbare Präferenzen und Sinneswahrnehmungen dürfen nicht mit der Sollgeltung von Normen verwechselt werden. Die angewandten Methoden liefern aussagekräftige Ergebnisse hinsichtlich einer methodisch kontrollierten Verhaltensbeschreibung, die subjektive Wertungspräferenzen unter wechselnden Rahmenbedingungen kategorisiert. Über die normative Qualität eines Urteils sagen sie nichts aus. Einer, der auf diese Unterscheidung enormen Wert legte, war Immanuel Kant in seinen Ausführungen zur „Kritik der ästhetischen Urteilskraft“ (§ 39). Hannah Arendt arbeitete in ihrer Vorlesung über diese Schrift die Überzeugung Kants treffend heraus:

„Die Sinnesempfindungen sind privat; auch gehört zu ihnen kein Urteil: [...] wir sind nicht ‚spontan‘, wie wir es sind, wenn wir uns willentlich etwas einbilden oder darüber nachdenken. Am entgegengesetzten Pol finden wir moralische Urteile.“¹⁹

Wer dennoch den Eindruck erwecken will, dass das moralische Urteil bereits dann hinreichend erfasst ist, wenn das moralisch richtig Empfundene ad-hoc zu Papier gebracht oder in hirndiagnostischen Verfahren lokalisiert werden kann, vergisst die Zeit- und Prozessstruktur dieser Form des Entscheidens. Man wür-

18 Vgl. Montada (1993), S. 271 und 274.

19 Vgl. Arendt (1985), S. 93.

de den Eindruck erwecken, dass die moralische Kompetenz eines Menschen auf eine Art deskriptiven Intuitionismus²⁰ beschränkt werden könnte, der das Endprodukt eines Urteils, also die Entscheidung, ohne deren Zustandekommen betrachten kann. Damit wird man jedoch der Begründungspflicht des moralischen Urteils nicht gerecht.

Gleichzeitig besteht die Gefahr, dass man in den Fortgang der Beschreibung ungeklärte normative Implikationen einführt. Wie in der ersten Studie gezeigt, so tauchen beispielsweise auch anderswo normative Parameter auf, die bei genauerem Hinsehen nicht hinreichend geklärt werden. Das geschieht, wenn beispielsweise zur neuronalen Messung bestimmter Aktivitäten in Hirnregionen bei induzierten emotionalen Konfliktlagen, intuitive und kontraintuitive moralische Urteile nacheinander gefällt werden müssen und man vorausschickt, dass dies über ein „opposing utilitarian (well-being maximizing) and deontological (duty-based) content“²¹ vollzogen werde. Mit den Begriffen „utilitarian“ und „deontological“ führt man aber zwei umfangreiche Normenbegründungssysteme ein, die a) in sich zum Teil widersprechende Subsysteme vereinen (zum Beispiel den Regel- oder den Aktutilitarismus) und b) deren eigentliche Aussageintention (nämlich die Zurverfügungstellung eines Begründungsverfahrens) dann in der Untersuchung eigentlich keine Rolle spielt. Beide Begriffe dienen lediglich zur Kategorisierung eines Entscheidungstyps. Übergeht man also die Klärung normativer Implikationen, so vernachlässigt man die Differenz, dass Intention und tatsächliche Handlung unterschiedlichen Kategorien angehören können. Jemand kann zum Beispiel eine Entscheidung treffen, die tatsächlich den größten Nutzen für alle Beteiligten (utilitaristisch) zur Folge hat. Seine Intention ist jedoch, dass er aus der Überzeugung handelt, dass es seine Pflicht sei, dies zu tun (deontisch). Das Beispiel soll zeigen, dass, sobald man normative Elemente in ein deskriptives Verfahren einführt, diese ebenso exakt klären muss, wie die angewandte Forschungsmethode. Ein beispielhaftes Bemühen um die Aufdeckung der normativ ethischen Grundlagen empirischer Kognitionsforschung bieten die Grundlagenarbeiten von Lawrence Kohlberg.²²

Anders als die begrenzten deskriptiven Ausschnitte der besagten Studien, stellt die normative Seite der Moral die Dauerhaftigkeit und Konstanz des moralischen Urteils in den Vordergrund. Für eine Außenbetrachtung geht es um die Frage, ob die gleiche Person bei ähnlichen Sachverhalten wieder und warum wieder so entscheiden würde oder ob sie das nächste Mal in einer etwas anderen emotionalen Verfassung zu einem völlig anderen Ergebnis kommt. Eine bloße

20 Vgl. Audi (2004), S. 161-196.

21 Vgl. Kahane et al. (2011), S. 1.

22 Vgl. Kohlberg et al. (1983), S. 10-29.

Deskription moralischen Verhaltens sieht in diesen Vorgängen ein interessantes Phänomen, wohingegen der normative Anspruch der Moral im Wechsel der Geltungsansprüche ein ernsthaftes Problem zu bewältigen hat.

Gerade der vom Subjekt akzeptierte Sollensanspruch ist – mit Ausnahme psychopathologischer Einschränkungen und Zwangssituationen – die notwendige, aber nicht hinreichende Bedingung dafür, dass eine Moralvorstellung auch Bindekräfte entfalten kann, die deren Langzeitgeltung befördern. Also eben das herstellen, was Aristoteles meinte, als er im zweiten Buch der Nikomachischen Ethik schrieb: „So ist die sittliche Werthaftigkeit eine feste, auf Entscheidung hingebundene Haltung; sie liegt in jener Mitte [...] die durch den richtigen Plan festgelegt ist, d.h. durch jenen, mit dessen Hilfe der Einsichtige“²³ handelt. In der Tat hängt eine Vielzahl unserer emotionalen Einflüsse auf jene Urteile davon ab, dass nicht punktuell von heute auf morgen etwas völlig anderes vom Anderen zu erwarten ist. Das Gefühl, jemandem vertrauen zu können oder in einer lang andauernden Beziehung treu sein zu können, wird wesentlich dadurch garantiert, dass eine Sollgeltung durch viele einzelne Entscheidungen hindurch immer wieder bestätigt wird. Bemüht man sich nun, solche beständigen Gefühlseinflüsse in klinischen Szenarien zu untersuchen, muss man eingestehen, dass in deren schmalen Zeit- und Handlungsfenstern nur ein Teilausschnitt einer Gesamtrealität beleuchtet werden kann.

Auch dieses Problem begleitet die philosophische Tradition seit langem. Adam Smith kam ebenfalls zu dem Schluss, dass es nicht reiche, nur moralische Gefühle auszudrücken und diese als moralisches Urteil zu sehen, sondern dass es umfassendere Bewertungskategorien brauche, die garantieren, dass das Gefühl als moralisch richtig akzeptiert werden könne. Sein Ausweg aus dem Irrgarten dieser Problemlage schien ihm die fiktive Rolle des „impartial spectator“ zu sein, eine Kollektivgestalt zwischenmenschlichen Verhaltens, die heute eher als sozialpsychologische Metapher gegenseitigen Beobachtens und Korrigierens gedacht werden muss. Letztlich aber resigniert auch Smith vor der Möglichkeit einer umfassenden Betrachtung des Zusammenhangs „Emotionalität und moralisches Urteilen“ und flüchtet zu einer virtuellen Aussageinstanz:

„Niemals können wir unsere Empfindungen und Beweggründe überblicken, niemals können wir irgendein Urteil über sie fällen, wofern wir uns nicht gleichsam von unserem natürlichen Standort entfernen, und sie gleichsam aus einem gewissen Abstand von uns selbst anzusehen trachten. Wir können dies aber auf keine andere Weise tun, als indem wir uns bestreben, sie mit den Augen anderer Leute zu betrachten, das heißt so, wie andere Leute sie wohl betrachten würden.“²⁴

23 Vgl. Aristoteles (2003), S. 45.

24 Vgl. Smith (2004), S. 167.

Nun hat schon einer der ersten aus der Generation des neuen Berufsstandes der Psychologen, nämlich Alexander Bain, ein enger Freund von John Stuart Mill, in seinem Buch „The Emotions and the Will“ dieses Hilfskonstrukt deutlich kritisiert,²⁵ aber den Kern des Anliegens von Smith nicht in Frage gestellt. Smith hatte durchaus erkannt, dass, um das moralische Urteil psychologisch wie soziologisch annähernd erfassen zu können, es auch die Betrachtung des nüchternen kognitiven Abwägungsweges braucht – eine Feststellung, die – wie gesagt – erst Lawrence Kohlberg in ein umfassendes Methodenkonzept kleiden und damit unterstreichen wird, dass der normative Anspruch eines moralischen Urteils inhaltlich klar erfasst und dann erst deskriptiv eingeordnet werden kann.

3.2. Die Gefahr der Simplifizierung

Immer wieder gab es vereinnahmende Positionen, die das moralische Urteil als rein psychisches, neuronales Konstrukt oder als schlichtes Produkt sozialer Rollenerwartungen auszuweisen suchten. Heute wird man ein vorsichtiges Dazwischen konstatieren und eingestehen, dass noch nicht ausreichend geklärt ist, unter welchen Bedingungen dies wo anzusiedeln ist.

Die angedeuteten Bestrebungen der experimentellen Kognitionspsychologie und ihre häufig genutzte Methodenverwandtschaft mit der bildgebenden Medizin führt in eine weitere Gefahr bei der Bewertung des moralischen Urteils:

„Geht man von der Negativfolie einer Ikonomanie der Medizin aus, die das Abbilden zu ihrer Hauptaufgabe erklärt, so kann und muß man das dahinterstehende Menschen- und Weltbild untersuchen und auf seine Angemessenheit befragen. [...] Jedes Bild, das glaubt, menschliches Leben in einer eindeutigen Weise abbilden zu können, verstellt die Sicht auf alle anderen Bilder, die ebenfalls ihre Berechtigung haben.“²⁶

Oder wie es Jean-Pierre Wils formuliert:

„Es entsteht nun der Anschein, daß die Welt auf den Wahrnehmungs-, Bewußtseins- und Manipulationspunkt des aktiven Betrachters zurückgeführt wird. [...] Die Verdichtung der Sinne erweist sich als heimliche Magersucht. Alle Orte realer Sinneserfahrung werden *disloziert* und auf den ‚locus‘ des Bildschirms gebannt.“²⁷

Alles in allem wird die klinische, deskriptive Moralbetrachtung eine eigene Bescheidenheit aufrecht erhalten müssen, die darin besteht, die begrenzte Aussagekraft einfacher Studienmodelle auf den Komplexitätsgrad lebenspraktisch verorteter emotionaler Empfindungen einzuräumen. Denn dieses Eingeständnis

25 Vgl. Bain (1865), S. 271-272.

26 Vgl. Halbfas (2009), S. 77.

27 Vgl. Wils (1999), S. 110.

ist gerade das Ergebnis der moralpsychologischen und -soziologischen Bemühungen der letzten Jahrzehnte:

„Situationsgebundene Urteile werden durch spezifische Kontexte und deren Limitierungen beeinflusst, durch die Gefühle der Handelnden, durch Erwartungsmuster, durch die moralisch Empörung der betroffenen Personen und andere Faktoren. [...] Die vielfältigen Merkmale der Situation und der Situationswahrnehmung machen direkte Schlüsse von der Ausführung und Rechtfertigung einer Handlung auf zugrunde liegende moralische Strukturen unmöglich.“²⁸

Um dieses Ergebnis nicht zu missdeuten: Es bleibt eine bedeutsame Fortentwicklung der Theory of Mind-Debatte beispielsweise über neuronale Korrelationen beim Gefühl des Mitleids – eine bereits phänomenal enorm komplexe Emotion – Bescheid zu wissen. Wenn bei Männern, nachdem sie in einem bestimmten Spiel ungerecht behandelt wurden und dem Betrüger anschließend Schmerzen zugefügt werden, diejenigen Hirnareale weniger aktiv sind, die ansonsten für das Empfinden von Empathie verantwortlich sind,²⁹ oder wenn man nachweisen kann, dass in Abwägungsprozessen, ob jemand einem Freund oder einem Rivalen auf eigene Kosten helfen soll, unterschiedliche Hirnareale aktiv sind (bei der Hilfe für den Freund lässt sich eine gesteigerte Aktivität der für sympathische Gefühlsregungen mitzuständigen vorderen Insula, beim Überlegen der Hilfe für einen Rivalen der für das Belohnungsempfinden mitzuständige Nucleus accumbens beobachten),³⁰ dann sind dies zweifelsohne einzelne, wichtige Schritte zum Verstehen eines lebenspraktischen Komplexphänomens; mehr jedoch nicht.

4. Kritische neue Wege

Lässt man sich nun trotz alledem auf das Wagnis der Messbarkeit von Emotionen ein, so schlägt David Pugmire die Aufspaltung in die Unterscheidung dreier Ebenen vor: Erstens, die Messbarkeit der neuronalen Resonanzspuren sei etwas anderes als zweitens der von einer Person wahrgenommene, in eine abstrakte Form (z.B. durch ein gemaltes Bild) gebrachte subjektive Eindruck, der wiederum zu unterscheiden sei von – drittens – der kognitiv begrifflichen Fassbarkeit des Eindrucks, den eine Emotion hinterlässt oder auslöst.³¹

Ebenso differenziert verhält es sich mit der Messbarkeit des darauf bezogenen moralischen Urteils. Im klinischen Zuschnitt wird man sich zumindest im

28 Vgl. Oser/Reichenbach (2000), S. 217.

29 Vgl. Singer et al. (2006), S. 466.

30 Siehe Hein et al. (2010).

31 Vgl. Pugmire (2009), S. 357-358.

ersten Zugang entscheiden müssen, ob man den rationalen Abwägungsvorgang, die intuitive emotionale Reaktion oder die sekundären Emotionen beleuchten will. Öffnet man den Zeit- und Handlungskorridor der Untersuchung, so stellt sich die Frage nach der Dauerhaftigkeit der Beeinflussung, der vom Subjekt geäußerten Intensität eines Geltungsanspruchs oder – anders herum gewendet – auch die Frage, welche Emotion durch welche moralischen Urteile hervorgerufen wird.³² Die Vielschichtigkeit der damit verbundenen Untersuchungsfragen lässt der künftigen Forschungskreativität ziemlich viel Raum.³³

Überall, wo sich solcher Raum für die Gewinnung neuer Erkenntnisse öffnet, öffnet sich der Raum für Kritik an ihnen. Das war zu Zeiten von Adam Smith nicht anders als heute. Auch die Kritik zur „Theorie der ethischen Gefühle“ ließ nicht lange auf sich warten. Über die Jahrzehnte hinweg war sie zum Teil so massiv, dass der Herausgeber der deutschen Fassung fast eineinhalb Jahrhunderte später noch vorausschickt:

„So manche abfällige Kritik der Theory wäre wohl nie ausgesprochen worden, wenn man sich immer vor Augen gehalten hätte, dass Smith nicht sagen will, was sein soll, sondern daß er stets – oder doch wenigstens in erster Linie – erklären und beschreiben will, was tatsächlich ist.“³⁴

Aber auch die andere Seite, die Seite der zustimmenden Rezeption, fand von der ersten Ausgabe an ihren Niederschlag. Das im deutschsprachigen Raum wohl größte Lob für die Theorie der ethischen Gefühle erhielt Smith von Immanuel Kant. In dessen handschriftlichen Aufzeichnungen findet sich eine aphoristische Wertung mit den Worten:

„Man ruft, dass in Deutschland der Geschmack in schönen Künsten zugenommen habe. Aber wo ist der Schriftsteller, der die Geschichte und die vollkommensten philosophischen Gegenstände mit Verstand und tiefer Einsicht doch so schön abhandelt als Hume, oder die moralische Kenntnis des Menschen wie Smith!“³⁵

32 Vgl. Nunner-Winkler/Sodian (1988), S. 1323-1338.

33 Vgl. Nunner-Winkler/Edelstein, (1993), S. 11-27.

34 Vgl. Eckstein (2004), S. XXIX.

35 Vgl. Kant (1992), S. 11.

Literatur

- Arendt, H. (1985): *Das Urteilen. Texte zu Kants Politischer Philosophie.* München, Zürich.
- Aristoteles (2003): *Nikomachische Ethik.* Stuttgart.
- Audi, R. (2004): *The Good in the Right. A Theory of Intuition and Intrinsic Value.* Princeton, Oxford.
- Bain, A. (1865): *The Emotion and the Will.* London.
- Bateson, M./Nettle, D./Roberts, G. (2006): Cues of being watched enhance cooperation in a real-world setting. In: *biology letters* doi:10.1098/rsbl.2006.0509 (2006), S. 1-4.
- Ben-Ze'ev, A. (2010): The Thing called Emotion. In: *Goldie* (2010), S. 41-62.
- Cima, M./Tonnaer, F./Hauser, M. D. (2009): Psychopaths know right from wrong but don't care. In: *Social Cognitive and Affective Neuroscience* doi:10.1093/scan/nsp051 (2009), S. 1-9.
- Döring, S. A. (Hrsg.) (2009): *Philosophie der Gefühle.* Frankfurt a.M.
- Eckstein, W. (2004): Einleitung des Herausgebers. In: *Smith* (2004), S. IX-LXXXIV.
- Edelstein, W./Nunner-Winkler, G./Noam, G. (Hrsg.) (1993): *Moral und Person.* Frankfurt a.M.
- Edelstein, W./Nunner-Winkler, G. (Hrsg.) (2000): *Moral im sozialen Kontext.* Frankfurt a.M.
- Evensky, J. (2005): Adam Smith's Theory of Moral Sentiments: On Morals and Why They Matter to a Liberal Society of Free People and Free Markets. In: *Journal of Economic Perspectives* 19, 3 (2005), S. 109-130.
- Forman-Barzilai, F. (2010): *Adam Smith and the Circles of Sympathy. Cosmopolitan and Moral Theory.* Cambridge.
- Goldie, P. (Hrsg.) (2010): *The Oxford Handbook of Philosophy of Emotion.* Oxford.
- Greene, J. D./Sommerville, R. B./Nystrom, L. E. et al. (2001): An fMRI investigation of emotional engagement in moral judgment. In: *Science* 293 (2001), S. 2105-2108.
- Halbfas, M. (2009): Ikonomanie der Medizin. In: *Orientierung* 73 (2009), S. 75-79.
- Hein, G./Silani, G./Preuschhoff, K. et al. (2010): Neural Responses to Ingroup and Outgroup Members' Suffering Predict Individual Differences in Costly Helping. In: *Neuron* 68 (2010), S. 149-160.
- Kahane, G./Wiech, K./Shackel, N. et al. (2011): The neural basis of intuitive and counterintuitive moral judgment. In: *Social Cognitive and Affective Neuroscience* doi:10.1093/scan/nsr005 (2011), S. 1-10.

- Kant, I. (1992): Reflexionen Kants zur kritischen Philosophie. Aus Kants handschriftlichen Aufzeichnungen. Stuttgart-Bad Canstatt.
- Kohlberg, L./Levine, C./Hewer, A. (1983): Moral stages: A Current Formulation and a Response to Critics. Basel, New York.
- Lamm, C./Ugazio, G./Singer, T. (2011): The Role of Emotions for Moral Judgments Depends on the Type of Emotion and Moral Scenario. In: Emotion doi: 10.1037/a0024611 (2011), S. 1-4.
- Montada, L. (1993): Moralische Gefühle. In: Edelstein et al. (1993), S. 259-277.
- Nietzsche, F. (1967a): Menschliches, Allzumenschliches I. In: Nietzsche (1967b), S. 7-380.
- Nietzsche, F. (1967b): Werke. Kritische Gesamtausgabe. Bd. IV, 2. Menschliches Allzumenschliches I. Nachgelassene Fragmente 1876-1877. Berlin.
- Nunner-Winkler, G./Sodian, B. (1988): Children's understanding of moral emotions. In: Child Development 59 (1988), S. 1323-1338.
- Nunner-Winkler, G./Edelstein, W. (1993): Einleitung. In: Edelstein et al. (1993), S. 7-30.
- Oser, F./Reichenbach, R. (2000): Moralische Resilienz: Das Phänomen des „Unglücklichen Moralisten“. In: Edelstein/Nunner-Winkler (2000), S. 203-233.
- Pugmire, D. (2009): Emotionen und ihre empirische Untersuchung. In: Döring (2009), S. 357-358.
- Raphael, D. D. (2007): The Impartial Spectator. Adam Smith's moral philosophy. Oxford.
- Rée, P. (2004): Der Ursprung der moralischen Empfindungen. Alfter.
- Roberts, R. C. (2003): Emotions. An Essay in Aid of Moral Psychology. Cambridge.
- Roberts, R. C. (2009): Was eine Emotion ist: eine Skizze. In: Döring (2009), S. 169-201.
- Singer, T./Seymour, B./O'Doherty, J. P. et al. (2006): Empathic neural responses are modulated by the perceived fairness of others. In: nature 439 (2006), S. 466-469.
- Smith, A. (2004): Theorie der ethischen Gefühle. Hamburg.
- Tassy, S./Oullier, O./Duclos, A. et al. (2011): Disrupting the right prefrontal cortex alters moral judgment. In: Social Cognitive and Affective Neuroscience doi:10.1093/scan/nsr008 (2011), S. 1-7.
- Tugendhat, E. (1993): Vorlesungen über Ethik. Frankfurt a.M.
- Wils, J.-P. (1999): Die Moral der Sinne. Essays. Tübingen.